

The background of the cover is a stylized illustration of a building facade at night with rain falling. The facade is divided into three vertical panels: red on the left, blue in the center, and brown on the right. Each panel has a window. The red window shows a crescent moon, a small cross, and a rug. The blue window shows an open book with an atomic symbol above it. The brown window shows a sun with the number 21 inside it. The title is centered over the top half, and the author's name is centered over the bottom half.

ZWISCHEN WÄNDEN UND WELTEN

ALAN LEZAN

Novelle

Prolog

Die Stadt war feucht in diesen Tagen. Nicht nur vom Regen, der sich in den Rinnen sammelte und in dünnen Fäden an den Fassaden hinabglitt, sondern auch von einer Art innerer Durchlässigkeit, als hätte Berlin beschlossen, seine Haut aufzuweichen. Friedrichshain roch nach nassem Laub, nach Kaffee, nach dem letzten Rest Sommer, der sich in den Innenhöfen hielt wie ein vergessener Schal.

In einem der Altbauten, dessen Treppenhaus nach Bohnerwachs und alten Briefkästen roch, lebte ein Mann, der nicht viel sprach. Nicht aus Scheu, nicht aus Stolz – sondern weil die Worte sich ihm entzogen hatten, wie Freunde, die sich nicht mehr melden. Die Wohnung, in der er lebte, war groß, fast zu groß für einen Einzelnen. Die Dielen knarrten bei jedem Schritt, als wollten sie sich erinnern. Die Wände trugen Spuren früherer Bewohner: ein Nagel, der nichts mehr hielt; ein Schatten, wo einst ein Regal stand; ein Fleck, der nie ganz verschwand.

Er war oft allein, aber nicht einsam. Die Stille war ihm vertraut, wie ein Kleidungsstück, das man nicht mehr spürt. Manchmal saß er am Fenster und sah den Regen auf die gegenüberliegende Hauswand treffen. Manchmal hörte er Stimmen aus dem Hof, das Klirren von Flaschen, das Lachen, das sich in der Dunkelheit verlor. Und manchmal, wenn die Nacht besonders weich war, sprach er mit sich selbst – leise, fast zärtlich, als müsste er sich daran erinnern, dass er noch da war.

Die Wohnung war kein Ort der Handlung, sondern ein Zustand. Sie wartete nicht auf etwas Bestimmtes, aber sie war bereit. Bereit für Schritte, für Stimmen, für das, was sich zwischen Menschen entfalten kann, wenn niemand vorgibt, was geschehen soll. Es gab keine Pläne, keine Absichten. Nur Räume, die sich öffnen ließen. Türen, die nicht abgeschlossen waren. Und ein Mann, der gelernt hatte, nicht zu fragen, sondern zu lauschen.

Draußen rauschte die Stadt weiter. Drinnen begann etwas, das keinen Namen hatte.

3

Donnerstagabend

Die Stadt war gedämpft, als hätte sie sich in einen Mantel aus Nebel gehüllt. Ich saß in meiner Küche, das Licht war warm, aber müde. Dann klingelte das Telefon. David. Seine Stimme war klar, fast zu klar für meine Welt, die sich wie durch Milchglas bewegte. „Verkauf die Wohnung nicht“, sagte er. Du könntest einige deiner Zimmer vermieten. Du bist zu allein. Und auch wenn du mit Zweck-WGs (WG = Wohngemeinschaft) nichts anfangen kannst — es wäre gut, jemanden atmen zu hören. Du willst ja keine Haustiere.“

Ich schwieg.

Nach dem Gespräch blieb ich lange sitzen. Die Stille war dicht, fast körperlich. Ich hatte nie vor, mit jemandem zu leben. Nicht mit Tieren, nicht mit Menschen. Die Depression war wie ein bleierner Vorhang, der sich nicht lüften ließ. Ich

hatte Pläne geschmiedet, um wieder „normal“ zu leben — was immer das bedeutete. Aber nichts half. Die Medikamente hielten mich gerade so über Wasser, aber das Wasser war kalt, und ich war müde vom Treiben.

Fremde Menschen in meiner Wohnung?

Ich fragte mich, ob ich das wirklich wollte. Oder ob ich überhaupt noch etwas wollte.

Seit der Krankheit war David der Einzige geblieben. Die anderen — Freundinnen, Bekannte — hatten nicht aufgehört, sich bei mir zu melden. Kino, Theater, Cafés, Clubs. Ich sagte immer „nein“. Beim dritten Mal hörten sie auf zu fragen. Ich verstand sie. Es lag nicht an ihnen. Ich blieb zurück, in dieser Vierzimmerwohnung, die ich mir einst erarbeitet hatte wie ein Denkmal — und nun war sie ein Mausoleum.

Nach etwa einer Stunde stand ich auf.

Ich setzte mich an den Computer und schrieb eine Anzeige. Ohne große Worte. Ohne Hoffnung. Und doch — kaum sechzig Minuten später hatte ich fünfzig E-Mails im Postfach. Ich las sie nicht. Ich nahm die ersten drei und setzte Termine für Sonntagnachmittag. Drei Gespräche, direkt hintereinander. Dann rief ich David an. Er freute sich. Ich hörte es in seiner Stimme, und für einen Moment war da Licht.

Aber dann kam die Angst.

Sie kroch langsam, wie Nebel unter der Tür hindurch.

Drei fremde Menschen in meinem Raum, meinem Rückzug, meinem Schweigen.

Wie würde das gehen?

Würde es mir wirklich gut tun?

Oder würde ich mich verlieren in Stimmen, die nicht meine waren?

[Szene: Berliner Altbauwohnung, Friedrichshain. Sonntag, 14:30 Uhr. Die Sonne fällt schräg durch die hohen Fenster, Staub tanzt in der Luft. In der Küche riecht es nach Tee und altem Holz. Ich sitze am Tisch, David lehnt am Türrahmen, eine Tasse in der Hand.]

Perhan – Zwischen Wänden und Welten

Ich blicke auf die Uhr, dann zur Tür:
 „Du bist pünktlich. Das ist schon mal ein gutes Zeichen.“

Perhan (*tritt ein, schmal gebaut, ruhiger Blick*):

„Ich war schon zehn Minuten früher da. Bin noch einmal um den Block gelaufen. Ich wollte nicht zu früh klingeln.“

(*Ich habe leicht gelächelt und gesagt*):

„Verstehe ich. Setz dich bitte. Möchtest du Tee?“

Perhan:

„Gern. Schwarz, wenn Sie haben...“

David (*reicht wortlos eine Tasse, nickt freundlich*):

„Schwarz. Ohne Zucker. Wie ein guter Anfang.“

Ich (*nach einer kurzen Pause*):

„Also, Perhan. Drei Zimmer, drei Menschen. Ich will keine Zweck-WG, aber auch keine Seelenverschmelzung. Es geht um Respekt, um Raum, um Atem. Was suchst du?“

Perhan (*nimmt einen Schluck, dann spricht langsam*): „Ich suche einen Ort, der mich nicht fragt, woher ich komme. Ich bin aus Bosnien, aus einem Dorf mit vielen Narben. Ich studiere Elektrotechnik, aber manchmal schreibe ich Gedichte. Ich bin still, aber nicht leer.“

Ich:

„Und Gemeinschaft? Was bedeutet das für dich?“

Perhan:

„Nicht Kontrolle. Nicht Nähe um jeden Preis. Aber ein Licht im Flur, das nicht nur für mich brennt. Vielleicht ein Gespräch am Abend. Vielleicht nur das Wissen, dass jemand da ist.“

David, (*leise, fast wie zu sich selbst*):

„Klingt, als würdest du nicht nur ein Zimmer suchen, sondern einen Zwischenraum.“

Perhan nickte:

„Zwischenraum gefällt mir.“

Ich:

„Noch eine Frage, Perhan. Was macht dich schwierig?“

Perhan (*zögert, dann ehrlich*): „Ich ziehe mich zurück, wenn es laut wird. Ich brauche Zeit, um Vertrauen zu fassen. Und manchmal ringe ich mit Worten, besonders im Deutschen. Aber ich höre gut zu.“

Ich (*schaute ihn lange an, dann ruhig*):

„Danke. Das war klar. Und still.“

Zwei andere Bewerberinnen sind ebenfalls eingeladen. Aber

ich merke schon — du bist nicht einfach irgendein Bewerber.“

Perhan (*steht auf, stellt die Tasse vorsichtig ab*):
„Ich danke euch. Für den Tee. Und für die Stille.“

David (*nickt*):
„Manchmal ist Stille das Beste, was man teilen kann.“

Perhan ist 23 Jahre alt und lebt seit drei Jahren in Berlin. Er stammt aus einem abgelegenen Ort in Zentralbosnien, wo die Hügel weich und die Erinnerungen schwer sind. Inmitten von Moscheen, Kriegsspuren und Nachbarn verschiedenster Herkunft wuchs er auf — still, aufmerksam, mit einem feinen Gespür für Technik und Zwischenräume. Heute studiert er Elektrotechnik im vierten Semester: ein Fach, das ihm Halt gibt, aber auch Grenzen zeigt.

Sein Deutsch ist flüssig, doch manchmal stolpert er über Artikel oder Erwartungen. Worte kommen ihm nicht immer leicht, aber wenn sie kommen, sind sie durchdacht, tief und oft von leiser Schönheit.

Sein Name – Perhan – ist eine stille Hommage seiner Eltern an die gleichnamige Figur aus Emir Kusturicas Film „Time of the Gypsies“, deren verletzte Würde, schweigende Kraft und sehnsüchtige Eigenwilligkeit sie so tief berührte, dass sie in ihr das Spiegelbild jener stillen Stärke erkannten, die sie auch in ihrem eigenen Sohn zu sehen hofften – als Zeichen dafür, dass Identität nicht nur Herkunft bedeutet, sondern auch die Möglichkeit, sich jenseits aller Zuschreibungen selbst zu entwerfen.

Für Perhan ist sein Name ein Symbol für Anderssein – und für die Sehnsucht, sich selbst zu definieren, jenseits von ethnischen Schubladen, ein Junge mit verletzlicher Stärke, mit Würde im Blick. Für einen muslimischen Jungen ist der Name ungewöhnlich, fast widerspenstig gegenüber Konventionen. Doch gerade darin liegt seine Kraft. Für Perhan ist er ein Zeichen des Andersseins, ein Versuch, sich jenseits ethnischer Raster zu verorten.

Er trägt diesen Namen wie ein Mantel, der manchmal wärmt, manchmal schwer auf den Schultern liegt. Zwischen Sprachen, Kulturen und Erwartungen sucht er nach einem Ort, der ihn nicht fragt, sondern erkennt.

Berlin ist für ihn ein Versprechen — und ein Prüfstein. Zwischen Hörsälen, WG-Gesprächen (WG = Wohngemeinschaft) und den langen Fahrten in der U-Bahn denkt er viel nach: über Herkunft, über Nähe, über das, was bleibt.

Er lebt in einem Zwischenraum.

Auf der einen Seite: die Welt, aus der er kommt — voller Rituale, Erinnerungen und familiärer Stimmen. Auf der anderen: die Stadt, die ihn fordert — schnell, funktional, oft einsam.

Und dazwischen: Perhan.

Vielleicht findet er sich in einem Beruf. Vielleicht in einer Begegnung. Vielleicht in einem Gedicht, das er nachts in sein Notizbuch schreibt, wenn alles still ist und die Wände nicht mehr drücken, sondern zuhören.

Nach dem Gespräch mit Perhan habe ich ihm einfach den Wohnungsschlüssel gegeben und gesagt: „Das Zimmer gehört dir. Du kannst einziehen, wann du möchtest.“ Er hat

sich sehr gefreut, sich bedankt und die Wohnung wieder verlassen. David hat laut gelacht und gesagt: „Man! Es gibt ja Menschen! Unglaublich.“

Und danach kam die zweite: *Sonntag, 15:00 Uhr*

Thais

9

Die Sonne stand schräg über den Dächern von Friedrichshain, warf lange Schatten auf das Parkett, als Thais klingelte. Pünktlich, wie angekündigt. Ich öffnete die Tür, und da stand sie — 23 Jahre alt, Berlinerin, mit einem Blick, der zugleich wach und zurückhaltend war. Sie studiert Filmwissenschaft an der Freien Universität, Kombi-Bachelor, wie sie beiläufig sagte, als wir uns gegenüber am Küchentisch niederließen.

Das Gespräch war kurz, aber es floss. Keine gestellten Fragen, keine gesuchten Antworten. Es war, als hätte sich zwischen uns ein stiller Raum geöffnet, in dem alles Wesentliche bereits gesagt war, bevor es ausgesprochen wurde.

Thais war klug, das spürte man sofort — nicht laut, nicht aufdringlich, sondern in der Art, wie sie zuhörte, wie sie ihre Worte setzte. Hübsch, ja, aber auf eine Weise, die nichts mit Oberflächen zu tun hatte. Ihre Präsenz war leicht, fast filmisch — als würde sie sich durch Räume bewegen wie durch Szenen, mit einem inneren Rhythmus, den man nicht stören wollte.

Ich reichte ihr den Universalschlüssel. Ohne Zeremonie, aber mit einem stillen Einverständnis. „Du kannst einziehen, wann du möchtest“, sagte ich. Sie nahm ihn, bedankte sich mit einem Lächeln, das nicht zu viel war und nicht zu wenig. Dann ging sie.

Die Tür fiel leise ins Schloss.

Und für einen Moment blieb die Wohnung still — nicht leer, sondern offen.

10

Und die Dritte: *Sonntag, 15:30 Uhr.*

Zofia

Die Wohnung war noch erfüllt vom Nachklang des letzten Gesprächs, als es erneut klingelte. Ich öffnete die Tür, und da stand sie: Zofia. 22 Jahre alt, aus Warschau, mit einem Blick, der nicht suchte, sondern bereits sah. Ihre Präsenz war ruhig, fast skizzenhaft — als wäre sie selbst eine Zeichnung, noch nicht ganz abgeschlossen, aber voller Absicht.

Es war, als hätte sie die Stimmung der Wohnung bereits erfasst, bevor sie eintrat. Sie studiert Grafik- und Kommunikationsdesign an der Universität der Künste Berlin, im Rahmen der Visuellen Kommunikation — konzeptionell, experimentell, mit gesellschaftlichem Gewicht. Ihre Worte waren präzise, aber nicht kühl. Sie sprach von Grenzüberschreitungen, von kritischem Denken, von Bildern, die nicht nur schön sein wollen, sondern notwendig.

Ich fragte wenig. Sie antwortete knapp, aber mit Tiefe. Es war kein Gespräch im klassischen Sinn, eher ein Austausch von Atmosphären. Ihre Stimme hatte etwas Fragiles, aber nicht Zerbrechliches. Wie Papier, das sich falten lässt, ohne zu reißen.

Zofia war nicht laut, nicht bemüht. Sie war einfach da — wie ein Gedanke, der sich nicht aufdrängt, aber bleibt. Ich spürte, dass sie Räume nicht nur bewohnt, sondern verändert. Nicht durch Worte, sondern durch Haltung.

11

Ich reichte ihr den Universalschlüssel. Sie nahm ihn, ohne Zögern, aber mit einem stillen Respekt. „Du kannst einziehen, wann du möchtest“, sagte ich. Sie nickte, bedankte sich auf Polnisch — leise, fast wie ein Hauch — und verließ die Wohnung.

Die Tür fiel ins Schloss.

Und für einen Moment war da etwas Neues im Raum.

Nicht Lautstärke. Nicht Bewegung.

Nur die Ahnung, dass Veränderung manchmal leise beginnt.

David, der bis dahin schweigend am Fenster gestanden hatte, sagte schließlich:

„Sie wird nicht viel reden. Aber ich glaube, sie wird etwas in dir zum Klingen bringen, das du lange nicht gehört hast.“

David blieb noch eine Stunde.

Er saß auf dem alten Sessel am Fenster, die Tasse längst leer, die Worte spärlich, aber warm. Mein bester Freund. Mein einziger. Er spürte, was ich selbst kaum greifen konnte — eine Angst, die keinen Namen hatte, aber Raum nahm. Ich

versuchte zu lächeln, doch mein Inneres war unruhig, wie Wasser, das sich nicht beruhigen lässt.

„Es wird gut“, sagte er immer wieder.
Und ich nickte.

Aber mein Kopf war voller Fragen, voller Sorgen, die sich nicht mit Vernunft vertreiben ließen. Die drei, die ich eingeladen hatte — Perhan, Thais, Zofia — machten alle einen freundlichen Eindruck. Und doch: Freundlichkeit ist keine Garantie. Menschen können alles Mögliche tun. Auch das, was man nicht erwartet.

12

Ich dachte nach.

Vielleicht war es ein Fehler, auf Nähe zu hoffen. Vielleicht sollte ich die Idee einer Wahl-WG loslassen — dieses Bild von gemeinschaftlichem Leben, von Gesprächen in der Küche, von Filmabenden, von geteilten Sorgen und geteiltem Brot. Ich wollte und konnte das nicht.

Meine Rente reicht kaum noch. Die Mieteinnahmen sind notwendig, damit ich finanziell über Wasser bleibe. Und die Wohnung – meine schöne, stille Wohnung – will ich in Wirklichkeit nicht verkaufen...

Vielleicht ist eine Zweck-WG die ehrlichere Form.

Eine funktionale Wohnstruktur: klar, praktisch, ohne emotionale Verstrickungen. Jeder in seinem *Zimmer. **Leben und leben lassen.*** Für viele ist das eine Übergangslösung. Für mich vielleicht ein Schutzraum.

Ich hätte nach politischen Haltungen fragen können, nach künstlerischen Lebensformen, nach langfristigen Perspek-

tiven. Aber in Wahrheit wollte ich das alles nicht. Ich wollte keine gemeinsame Zukunft. Ich wollte Ruhe.

David sagte nichts mehr.

Er sah mich nur an, mit diesem Blick, der nicht urteilt, sondern bleibt.

Ich war nervös. Unruhig.

Aber auch ein wenig erleichtert.

Denn vielleicht beginnt Klarheit nicht mit einem Entschluss, sondern mit dem Eingeständnis, dass man nicht mehr alles tragen will.

13

David stand am Fenster, sah hinaus auf die Straße, die langsam in den Abend glitt.

Dann drehte er sich zu mir, und sagte mit dieser Stimme, die nie drängt, aber immer trifft:

„Du musst niemanden hereinlassen, Alan. Aber vielleicht lässt du dich selbst nicht mehr ganz allein draußen stehen.“

David || Schöneberg, Ewigkeit

David war mein Alles. Mein Kompass, mein Leuchten, mein stiller Halt in einer Welt, die oft zu laut war. Was würde ich ohne ihn machen? Wir waren beide in Schöneberg geboren, in jenem Teil Berlins, der nach Sommerregen nach Asphalt und Lindenblüten duftet. Vom Kinderladen über die Grundschule bis zum Gymnasium – wir gingen denselben Weg, aber David ging ihn anders.

Er war nie wie die anderen. Schon früh lebte er seine Homosexualität offen, mit einer Selbstverständlichkeit, die uns alle beschämte und zugleich befreite. Die Jungs waren fasziniert, die Mädchen verliebt, und David – David war einfach David. Groß, sportlich, mit einem Körper wie aus Licht geformt, und einem Kopf voller Zahlen und Sterne. Mathematik und Computer waren seine Zufluchtsorte, aber die Nächte gehörten uns: Berliner Clubs, Cafés, das flirrende Leben zwischen Neon und Nebel. Wir lachten, tanzten, lebten – manchmal bis zum Morgen, manchmal bis zum Schmerz.

14

Dann kam Laia. (Eulàlia), mit drei Jahren aus Barcelona (Katalonien) nach Berlin gezogen, war wie ein warmer Wind aus dem Süden. Ihre Stimme hatte etwas von Wasser, das über Kiesel fließt, und ihre Augen trugen Geschichten, die sie noch nicht erzählt hatte. Sie war in der Nachbarklasse, aber bald war sie überall, wo wir waren. Wenn wir drei zusammenkamen, war die Welt ein bisschen zu hell, ein bisschen zu laut, ein bisschen zu schön. Eine Freundschaft wie aus Granit und Licht – unzerbrechlich, fließend, ewig.

Ein Abend in der Motzstraße, 2007:

Drei Monde

David lehnt am Fenster, eine Zigarette zwischen den Fingern, das Licht der Straßenlaterne zeichnet Linien auf seine Wangen. Die Stadt draußen ist still, nur das Summen der Nacht, das leise Rauschen der Autos, das Flackern der Ampeln. Laia sitzt auf dem Teppich, barfuß, ein Glas Rotwein in der Hand. Ich liege auf dem Sofa, halb

versunken in Gedanken, halb in der Musik, die aus dem alten Radio kommt.

David: „Wisst ihr noch, wie wir damals in der Eisenacher Straße diesen Typen mit dem Glitzerhemd verarscht haben?“

Laia: *(lacht)* „Der dachte, wir wären ein Performance-Trio. Ich war die spanische Tänzerin, Alan der melancholische Dichter, und du... du warst einfach du.“

15

Ich: *(grinse)* „Ich war nie melancholisch. Nur still. Ihr wart die Flamme, ich der Schatten.“

David: *(dreht sich um)* „Du warst nie Schatten, Alan. Du warst der Grund, warum ich mich getraut habe, zu leuchten.“
Stille. Nur das Summen der Stadt.

Laia: „Ich glaube, wir waren nie nur Freunde. Wir waren ein kleines Universum. Drei Monde, die sich nie ganz berühren, aber immer umeinander kreisen.“

Wenn das Licht sich zurückzieht

Es war eine Zeit, die sich nicht in Worte fassen lässt. Eine Zeit mit Laia und David, die wie ein leuchtender Sommer war – voller Gespräche, voller Musik, voller Nähe. Wir waren ein Dreiklang aus Licht, Tiefe und Bewegung. Und ich war mittendrin, getragen von ihrer Wärme, ihrer Klugheit, ihrer unerschütterlichen Freundschaft. Bis Oktober 2023.

Ich war vierzig. Und etwas in mir begann zu kippen. Nicht plötzlich, nicht laut – sondern wie ein Horizont, der sich langsam neigt. Der Stress hatte sich über Jahre angesammelt, wie feiner Staub in den Ritzen eines alten Hauses. Und dann kam die Diagnose: schizoaffektive Störung. Ein Wort, das klingt wie ein Riss im Spiegel. Manisch-depressiv, sagten sie. Und wenn die Manie zu hoch stieg, kam die Psychose – eine Art Schizophrenie, die sich wie ein fremder Gast in meinem Kopf einnistete und nicht mehr ging.

Die Medikamente halfen mir, den Alltag zu bewältigen. Ich konnte einkaufen, sprechen, lächeln – aber alles andere war verschwunden. Die Tiefe, die Freude, das Gefühl, Teil der Welt zu sein. Laia, meine schöne, kluge Laia, tat alles, um mich zu halten. Sie sprach mit mir, kochte für mich, nahm mich mit in Cafés, in Parks, in Gespräche. David war da, wie immer, wie ein stiller Stern. Aber ihre Bemühungen prallten ab an einer Wand, die ich selbst nicht mehr durchdringen konnte.

Ich wollte nur noch eines: gehen. Nicht aus Trotz. Nicht aus Wut. Sondern aus Erschöpfung. Ich hatte eine schöne Wohnung, vier Zimmer, lichtdurchflutet. Ich lebte von meiner Frührente — es reichte zum Überleben, nicht zum Leben. Die drei Zimmer standen leer, wie eingefrorene Räume meiner Vergangenheit. Ich wollte sie öffnen, nicht nur aus Geldnot, sondern weil ich hoffte, dass mit den Menschen auch das Jetzt zurückkehren würde. Denn wenn das Licht sich zurückzieht, bleibt nur Schatten. Nicht der poetische, nicht der sanfte – sondern jener, der sich in jede Bewegung legt, in jeden Gedanken, in jede Hoffnung. Die Farben verblassen. Die Geräusche werden dumpf. Selbst die Nähe anderer fühlt sich an wie durch Glas. Man lächelt noch,

aus Gewohnheit. Aber das Lächeln erreicht nichts mehr. Nicht die Augen. Nicht das Herz.

Man sagt, es sei chemisch. Ein Mangel an Serotonin. Ein biologisches Flüstern, das sagt: „Ich kann nicht mehr.“ Und ja, manchmal ist es genau das. Aber es ist auch Geschichte. Es ist Erschöpfung. Es ist eine Welt, die zu laut ist für eine Seele, die leise geworden ist.

Depression ist kein Zustand. Sie ist ein Ort. Ein Raum ohne Fenster, in dem die Zeit sich dehnt und die Gedanken sich verdichten wie Nebel. Und manchmal, wenn dieser Nebel zu dicht wird, wenn das eigene Dasein sich wie ein Irrtum anfühlt, entsteht der Wunsch zu gehen. Nicht aus Hass auf das Leben, sondern aus Sehnsucht nach Ruhe. Nach einem Ort, an dem es nicht mehr wehtut.

Aber auch in diesem Dunkel gibt es Stimmen. Erinnerungen. Menschen, die einst Licht waren. Und manchmal reicht ein einziger Satz, ein Blick, ein warmer Tee in einem stillen Café, um die Tür einen Spalt breit zu öffnen. Um zu sagen: Du bist nicht allein. Du bist nicht falsch. Du bist nicht verloren.

Denn selbst wenn das Licht sich zurückzieht – es bleibt immer irgendwo ein Funken. Und manchmal genügt ein Funken, um eine ganze Nacht zu überleben.

„Und ich ließ sie gehen“

Nach zwei Jahren Krankheit war mein Körper still geworden. Nicht nur äußerlich, sondern in jenem inneren Raum, in dem einst Verlangen, Neugier, Nähe wohnten. Die sexuelle Sehnsucht, die einst wie ein leiser Strom durch mein Leben floss, war versiegt. Nicht aus Abneigung, nicht aus Kälte – sondern aus Erschöpfung. Ich war leer. Und ich wollte nicht, dass Laia sich an diese Leere band.

18

Sie war gesund, strahlend, klug. Hatte Wirtschaftswissenschaften studiert, war Managerin bei einer Bank, verdiente gut, bewegte sich durch die Welt mit jener eleganten Selbstverständlichkeit, die ich einst bewundert hatte. Und ich? Ich war ein Schatten meiner selbst. Ein Mann, der einst gearbeitet, geliebt, gelacht hatte – und nun kaum noch wusste, wie man sich aufrichtet.

Ich sah sie an, wie sie morgens Kaffee machte, wie sie mir die Zeitung reichte, wie sie versuchte, das Leben in unsere Wohnung zu tragen. Und ich spürte: Sie trauerte. Nicht um einen Toten, sondern um mich – als wäre ich gestorben, obwohl ich noch da war. Und das war das Schlimmste. Nicht die Krankheit. Nicht die Medikamente. Sondern ihr Blick, der mich suchte und mich nicht mehr fand.

Also sagte ich es. Leise. Ohne Drama. Ich bat sie, zu gehen. Ihr Leben zu leben. Ihre Kraft nicht weiter an mein Schweigen zu verschwenden. Ich wollte, dass sie tanzt, dass

sie lacht, dass sie liebt – ohne das Gewicht meiner Dunkelheit auf ihren Schultern.

Es war kein Abschied aus Lieblosigkeit. Es war ein letzter Akt der Liebe. Denn manchmal ist das Größte, was man für jemanden tun kann, ihn freizulassen. Ihn nicht an das eigene Verloren sein zu binden. Ihn ziehen zu lassen, damit er nicht mit untergeht.

Und so ließ ich sie gehen. Und sie ging. Mit Tränen in den Augen, aber mit dem Licht noch in ihrem Herzen. Ich blieb zurück – in meiner Wohnung, mit meiner Frührente, mit meinen Erinnerungen. Und manchmal, wenn das Licht durch das Fenster fällt, glaube ich, sie lächelt irgendwo. Und lebt.

19

Einzug

Am Morgen nach den Interviews war die Wohnung still, als würde sie den Atem anhalten. Dann, langsam, wie Figuren in einem Theaterstück, kamen sie – einer nach dem anderen. Die neuen Mitbewohner. Mit Taschen, mit Kisten, mit Blicken, die suchten und sich zugleich zurückhielten. Es war, als würde die Wohnung sich neu erinnern müssen, wer sie war.

Ich blieb in meinem Zimmer rechts, dem mit dem Wintergarten. Dort, wo das Licht sich in den Scheiben fing und die Pflanzen draußen wie Schatten tanzten. Mein Raum war leer, fast asketisch. Mein Arbeitstisch, auf dem mein Computer stand, daneben mein Bett, zwei alte Chesterfield-Sessel, die

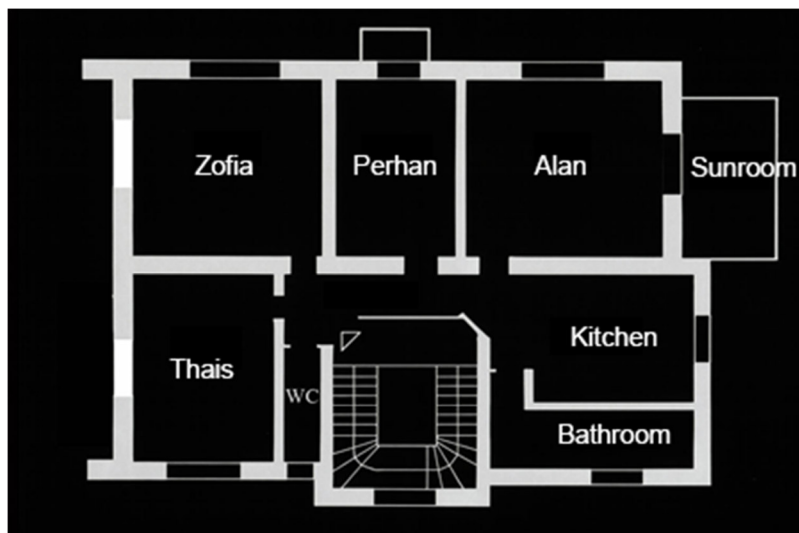
wie aus einer anderen Zeit wirkten. Alles andere hatte ich hinausgeworfen – als hätte ich Platz schaffen müssen für etwas, das nicht kam.

Perhan zog in das kleine Zimmer links von mir. Es hatte einen schmalen Balkon zur Revaler Straße, auf dem der Wind manchmal wie eine Stimme klang. Sein Zimmer war spartanisch: ein Bett, ein Stuhl, ein kleiner Schreibtisch. Die wenigen Kleidungsstücke, die er besaß, legte er sorgfältig über den Bogen – als wären sie mehr als Stoff, als wären sie Erinnerung. Er sprach wenig, aber sein Blick war ruhig, fast zärtlich gegenüber dem Raum, den er nun bewohnte.

20

Links von Perhan bezog **Zofia** das große Zimmer, das meinem glich. Doch sie verwandelte es. Ihre Bilder an den Wänden – selbst gezeichnet, voller Linien, die wie Gedanken flossen – machten den Raum zu einem Atelier der Seele. Sie war eine Künstlerin, das spürte man sofort. Nicht laut, nicht exzentrisch, sondern mit jener stillen Kraft, die Räume verwandelt, ohne sie zu stören.

Und gegenüber von Zofia, zum Hof hin, bezog **Thais** das mittlere Zimmer. Thais war anders. Sie war Flamme. Feuer. Ihre Schritte hatten Rhythmus, ihre Stimme hatte Haltung. Politisch engagiert, eine kleine Anarchistin, wie sie selbst sagte – mit einem Lächeln, das zugleich herausforderte und einlud. Sie sprach von Versammlungen, von Ideen, von Widerstand. Ihr Zimmer war noch leer, aber man spürte: Es würde nicht lange so bleiben.



Ich sprach mit jedem von ihnen, kurz, beiläufig, während sie ihre Dinge trugen, ihre Türen öffneten, ihre Räume betraten. Kleine Gespräche, wie lose Fäden, die sich nicht verknüpften. Ich wusste nicht viel. Nur das, was zwischen den Sätzen lag. Und das genügte.

Denn manchmal ist es nicht das Wissen, das verbindet – sondern das stille Beobachten. Das gemeinsame Atmen unter einem Dach. Das Warten, ob aus Fremden vielleicht etwas anderes wird. Vielleicht ein Zuhause. Vielleicht ein Gedicht.

Ein Abend im Wintergarten

Am nächsten Tag, als die Sonne sich hinter den Häuserzeilen senkte und die Fenster vom Licht milchig wurden, stellte ich drei Flaschen Sekt und drei Flaschen Rotwein auf den Architektentisch – eine klassische Türplatte auf Eiermann-Böcken, wie sie in fast jedem Atelier steht, die Mayline-Schiene noch quer über die Kante gelegt. Wer Wasser wollte, durfte sich von der Leitung bedienen – wie ich es tat. Ich mochte das Geräusch, wenn das Glas sich langsam füllte, klar und still.

22

Gegen acht Uhr lud ich alle ein, in mein leeres Zimmer zu kommen. Der Wintergarten war kühl, aber das Licht war weich, und die Stille hatte Raum. Sie kamen. Zofia, Thais, Perhan. Jeder mit seinem Glas, mit seinem Blick, mit seiner Geschichte, die noch nicht erzählt war.

Zofia und Thais nahmen Rotwein, ihre Stimmen mischten sich bald wie Farben auf einer Leinwand. Sie sprachen über Kunst, über Linien, über politische Körper im Raum. Ich hörte zu. Ich schwieg. Perhan trank Leitungswasser wie ich. Er saß auf dem Rand meines Chesterfield-Sessels, die Hände ruhig, der Blick irgendwo zwischen Wand und Boden.

Zofia: *(lächelnd)* „Ich glaube, Räume haben Erinnerungen. Man muss sie nur freilegen. Wie bei einer Zeichnung – die Linie ist schon da, man muss sie nur finden.“

Thais: (*nickt*) „Oder sprengen. Ich mag es, wenn Kunst nicht nur zeigt, sondern stört.“

Ich: (*leise*) „Und wenn sie gar nichts sagt? Nur still ist?“

Zofia: (*schaut mich an*) „Dann ist sie vielleicht du.“

Perhan sagte nichts. Ich hatte schon öfter versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Ein Satz hier, eine Frage dort. Aber es war, als würde er in einer anderen Frequenz leben. Ich begann zu akzeptieren, dass er einfach nicht sprach. Dass Schweigen seine Sprache war.

23

Die Gespräche flossen weiter, ich hörte zu, aber spürte, wie meine Energie sich zurückzog. Gegen zehn Uhr erhob ich mich, langsam, vorsichtig, als müsste ich mich selbst nicht erschrecken.

Ich: „Vielleicht nehmt ihr die Flaschen mit... Zofia, Thais... setzt euch noch ein wenig zusammen. Ich... ich zieh mich zurück.“

Sie nickten, freundlich, aber niemand fragte, warum. Niemand fragte, wer ich war, was ich machte, wie es mir ging. Niemand fragte, ob ich krank war. Und vielleicht war das gut so. Oder vielleicht war es genau das, was fehlte.

Ich blieb zurück in meinem Zimmer, das nach Wein und Wasser roch, nach Stimmen, die nicht mich meinten. Und draußen, hinter dem Glas des Wintergartens, begann die Nacht sich auszubreiten – still, wie Perhan. Und ich dachte: Vielleicht sind wir alle Räume, die niemand ganz betritt.

Kinder der Sonne und des Feuers

Es war früher Abend. Das Licht des Tages schmolz langsam dahin, spiegelte sich in den Fenstern und legte sich wie flüssiges Gold auf die kühlen Fliesen der Küche. Ich stand am Herd, die Milch dampfte leise im Topf, und der Duft von frisch gemahlenem Kaffee hing in der Luft – ein Latte Macchiato, mein kleiner Trost für den Übergang zwischen Tag und Nacht.

24

Die Tür öffnete sich, und Thais trat ein. Ihre Einkaufstaschen raschelten wie Laub im Wind. Sie war hungrig, voller Bewegung, wollte sich etwas Kleines zubereiten. Während sie Gemüse auspackte, blieb ihr Blick an einem Bild auf dem Regal hängen – eine flammende Sonne mit der Zahl „21“ darin. Sie zeigte darauf und fragte: „Was bedeutet das eigentlich?“

Ich sah sie an, nicht neugierig, sondern mit einem stillen Interesse. Ihre Erscheinung war wie ein urbanes Gedicht: Piercings blitzten an Zunge und Braue, Tattoos zogen sich über ihre Haut wie Fragmente einer Geschichte, die sie noch nicht ganz erzählt hatte. Eine junge Frau, wie viele heute und doch mit einer eigenen Frequenz.

„Das Symbol“, begann ich, während ich den Espresso langsam in die Milch gleiten ließ, „steht vermutlich für spirituelles Wachstum, für Erneuerung oder eine moderne Form der Erleuchtung. Vielleicht inspiriert von der Engelszahl 21. Die Sonne – sie gilt in vielen Kulturen als

Zeichen für Leben, Energie, Wahrheit. In mystischen Kontexten ist sie oft das höchste Bewusstsein, die göttliche Quelle.“

Thais hatte sich inzwischen auf die Anrichte gelehnt, die Hände um eine Teetasse gelegt, die sie gar nicht gefüllt hatte. Ich fuhr fort, leise, fast wie im Gespräch mit mir selbst:

„Die Flammen – sie deuten auf Transformation, auf Reinigung, auf spirituelle Kraft. Feuer ist in vielen Mythen das Element der Wandlung. Und die Zahl 21? In der Numerologie gilt sie als Zeichen für Neubeginn, für Fortschritt, für Manifestation. Sie sagt: Du bist bereit, deine Vision in die Welt zu bringen.“

25

Ich hielt inne. Der Kaffee war fertig. Ich stellte ihn vor mich hin, nahm einen Schluck, sah sie an. „Es ist kein religiöses Symbol im klassischen Sinn“, sagte ich, „eher ein offenes Zeichen für Erkenntnis, für Aufbruch.“

Dann, vorsichtig, fast wie ein Angebot: „Willst du mehr wissen, was das für die Kurd:innen bedeutet?“

Sie nickte. „Ja, gerne“, sagte sie – und ich auch.

Thais: Und warum gerade 21 Strahlen?

Ich: Für die Kurd:innen hat dieses Sonnenemblem seit der Antike eine religiöse und kulturelle Bedeutung. Die 21 Strahlen stammen aus dem ezidischen Glauben, einer der ältesten monotheistischen Religionen, die von den Vorfahren der Kurd:innen getragen wurde. Dort hat die Zahl eine heilige, mystische Bedeutung.

Thais sagt: Ah ja! Ich war mal auf einem kurdischen Neujahrsfest – Newroj, glaube ich, oder? Im Haus der Kulturen der Welt. Hat das auch damit zu tun?

Ich: Ja, sehr. Der 21. März – Newroj – ist nach dem alten kurdischen Kalender sowohl Monats- als auch Jahresbeginn. Es ist der Tag, an dem der Winter endet und der Frühling beginnt. Der Sieg des Lichts über die Dunkelheit. Die Sonne steht dann im rechten Winkel zum Äquator, Tag und Nacht sind gleich lang. Sowohl der Nord- als auch der Südpol liegen auf der Linie des Sonnenaufgangs. Das Licht verteilt sich gleichmäßig auf beide Hemisphären (Halbkugeln).

26

Thais: Das klingt fast wie ein kosmisches Gleichgewicht.

Ich: Genau. Und in vielen kurdischen Glaubensrichtungen – ob Yâresân, Ezidismus oder Rea Haq – wenden sich die Menschen beim Gebet der Sonne zu. Sie ist ihre Qibla, ihre Gebetsrichtung. Die Zahl 21 steht dabei für die Wiedergeburt einer Idee, eines Wesens – und symbolisiert auch die Wiedergeburt der kurdischen Nation nach vielen Prüfungen. Deshalb nennt man die Kurd:innen „Kinder der Sonne und des Feuers“. Das Sonnensymbol mit 21 Strahlen findet sich weltweit nur auf den Flaggen der Kurd:innen – und der Belutschen, die ebenfalls kurdische Wurzeln haben.

Thais: Haben sie schon immer nach der Sonne gelebt?

Ich: Ja. Die Kurd:innen, ein indoeuropäisches Volk, haben einen Sonnenkalender, der vor über 7000 Jahren begann. Die Sonne war nicht nur Zeitgeber, sondern auch kulturelles Symbol. Besonders die Könige des Zilan-Reiches glaubten, ihre Kraft von der Sonne zu erhalten. Sie nannten sich Mihrdad I, Mihrdad II, Mihrdad III... „Mihr“ bedeutet

Sonne, „Mihrdad“ – der von der Sonne Kommende. Heute würde man sagen: Rojda.

Der Geburtstag des kurdischen Königs Mihrdad wurde in alten Zeiten gefeiert. Die Sonne stand für die Könige – und die Könige für das Licht der Kurd:innen... Deshalb ist die Sonne bis heute ein zentrales Symbol in ihrer Geschichte.

Thais lächelte über das ganze Gesicht und sagte: „Hochin-27
teressant. Bist du auch ein Kind der Sonne und des Feuers?“

Ich lächelte zurück und antwortete leise: „Ja.“ Dann drehte ich mich um, verließ mit meiner Tasse Kaffee in der Hand die Küche und ging in mein Zimmer.

Pierogi und das geteilte Land

Am nächsten Morgen, gegen zehn, war die Wohnung in weiches Licht getaucht, ein feiner Dunst hing in der Luft, als ich in die Küche trat. Der Kühlschrank summt leise, irgendwo im Hintergrund. Zofia stand schon da, barfuß, mit einem Glas Wasser in der Hand, als hätte sie auf etwas gewartet, das sie selbst noch nicht benennen konnte.

„Darf ich heute Abend um acht für uns polnisch kochen?“, fragte sie, ohne Umschweife, aber mit einem Ton, der fast etwas Feierliches hatte.

Ich zögerte kurz. Acht Uhr war spät, und ich wusste, dass ich nicht den ganzen Abend würde dableiben wollen. Aber ein Stündchen, dachte ich, das würde gehen. Ich nickte. „Klar, kannst du machen.“ Dann, fast beiläufig: „Was willst du denn kochen?“

Sie lächelte, und in ihrem Blick lag etwas Spielerisches. „Pierogi! Hast du schon mal polnisch gegessen?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, leider nicht. Was sind Pierogi?“

„Gefüllte Teigtaschen“, sagte sie, „mal süß, mal herzhaft. Das bekannteste Gericht, das wir haben. Aber die polnische Küche ist viel mehr als das. Für den Anfang ist es gut geeignet.“

Ich spürte einen leichten Anflug von Verlegenheit. Dass ich noch nie polnisch gegessen hatte, kam mir plötzlich wie eine kleine Bildungslücke vor. Sie schien das zu spüren.

„Ich habe auch noch nie kurdisch gegessen“, sagte sie auf einmal. „Du bist Kurde, oder?“

„Ja“, antwortete ich. „Hat dir Thais das erzählt?“

„Ja“, sagte sie. „Ich weiß auch von den Kindern der Sonne und des Feuers.“

Wir lachten beide. Es war ein warmes, leichtes Lachen, das sich wie Dampf in der Küche ausbreitete.

Dann wurde sie wieder ernst. „Weißt du“, sagte sie, „die Polen und die Kurden haben ein ähnliches Schicksal.“

Ich sah sie an. „Was meinst du damit?“

Sie nickte. „Beide Völker wurden oft als ‚Völker ohne Land‘ bezeichnet. Beide haben eine große Diaspora, die ihre Identität im Ausland bewahrt und politisch aktiv ist. In manchen Kommentaren wird Kurdistan sogar das ‚Polen des Nahen Ostens‘ genannt. Hast du das nie gelesen?“

Ich schüttelte den Kopf. „Das ist mir neu. Ich weiß einiges über die Kurden, aber das wusste ich nicht.“

29

Sie fuhr fort, ruhig, fast wie eine Lehrerin, die nicht belehrt, sondern teilt: „Die Aussage meint, dass beide Völker über lange Zeit staatenlos waren, aufgeteilt von Großmächten, und dennoch ihre Sprache, ihre Kultur, ihre Würde bewahrt haben. Polen wurde im 18. Jahrhundert dreimal geteilt – zwischen Russland, Preußen und Österreich. Über 120 Jahre lang existierte es nicht auf der Landkarte. Aber das Volk blieb – mit Sprache, mit Liedern, mit Hoffnung.“

Ich nahm einen Schluck Wasser. Ihre Stimme war ruhig, aber sie sprach mit einer inneren Glut, die man nicht lernen kann.

„Und die Kurden“, fuhr sie fort, „leben seit Jahrhunderten in einem Gebiet, das sich über die heutige Türkei, den Irak, Iran und Syrien erstreckt – oder besser gesagt: von ihnen besetzt ist. Millionen Menschen, eine starke kulturelle Identität – und doch bis heute kein international anerkannter Staat.“

Ich war still. Überrascht, berührt. „Sehr interessant“, sagte ich leise. „Danke für die Informationen. Wie du siehst, muss ich noch einiges über die Kurden lesen.“

Sie lächelte. „Du bist in Berlin geboren. Für mich bist du ein echter Berliner.“ Dann lachte sie, hell und unbeschwert.

„Ja, da hast du recht“, sagte ich, und bevor ich in mein Zimmer ging, drehte ich mich noch einmal um: „Ich bin gespannt, wie Pierogi schmecken.“

Am Abend um 20 Uhr:

30

Ein Gespräch über Gott: Herkunft und Geschmack

Gegen acht Uhr abends klopfte es sanft an meiner Tür. Ich stand auf, ging hinüber und öffnete. Zofia stand davor, ihr Gesicht hell, die Stimme fast singend: „Pierogi ist fertig.“ Ein Hauch von warmer Luft strömte aus der Küche, durchzogen vom Duft geschmolzener Butter, gebratener Zwiebeln und etwas, das wie Erinnerung schmeckte. Am Tisch saßen bereits Perhan und Thais, beide in sich versunken, als hätte der Tag sie weichgekocht.

Zofia trat ein, stellte eine dampfende Schüssel auf den Tisch und sagte leise, fast wie eine Bitte: „Katholische Christ:innen – besonders in Polen – sprechen vor dem Essen ein kurzes Tischgebet. Es ist ein Ausdruck von Dankbarkeit, von Gemeinschaft, von spiritueller Achtsamkeit. Darf ich?“

Wir nickten. Es war kein Moment für Diskussion, sondern für Stille.

Zofia faltete die Hände, senkte den Blick und sprach:

„Segne uns, o Herr, und diese Gaben, die wir aus deiner Güte empfangen. Durch Christus, unseren Herrn. Amen.“

Ein kurzer Moment der Ruhe senkte sich über den Raum, doch ich bemerkte, wie sich Perhans Gesicht veränderte – nicht heftig, aber wie ein Schatten, der sich über eine Landschaft legt.

Ich wandte mich ihm zu, vorsichtig:

„Bist du muslimisch erzogen? Entschuldige die Frage – du musst nicht antworten.“

31

Er lächelte matt. „Nein, ist schon gut. Wir sagen meistens: ‚*Bismillah*‘ – das ist Arabisch und bedeutet ‚Im Namen Gottes‘. Es gibt auch andere Gebete, zum Beispiel: ‚*O Allah, segne das, was Du uns gegeben hast, und bewahre uns vor der Strafe des Feuers.*‘“

Noch bevor jemand etwas erwidern konnte, sagte Thais, fast trotzig, aber nicht ohne Verletzlichkeit:

„Es gibt keinen Gott. Wenn es einen gäbe, hätte er uns längst ein Zeichen gegeben. Eine lange Geschichte. Und allein schon der Name: Es heißt nicht ‚Die Göttin‘, sondern ‚Der Gott‘. Warum ist Gott ein Mann und keine Frau? Frauen bringen Leben hervor. Was tut schon ein Mann? Und warum sind alle Propheten Männer?“

Ich atmete langsam ein.

„Es gibt Prophetinnen“, sagte ich ruhig. „Im Judentum, im Christentum – Mirjam, Debora, Hulda, Anna. Im Islam sind alle als Propheten bezeichneten Personen Männer, ja. Aber auch dort gibt es bedeutende spirituelle Frauen. Maryam zum Beispiel – die reinste Frau im Koran.“

Das Gespräch versickerte langsam in der Wärme des Essens. Die Pierogi schmeckten wunderbar – weich, würzig, vertraut, obwohl fremd. Die Wohnung lag still. Nur das Summen der Heizung und das leise Knacken des Holzbodens begleiteten meine Gedanken.

Später, als die anderen sich zurückgezogen hatten, saß ich allein in der Küche am Fenster. Die Stadt draußen war weichgezeichnet, als hätte jemand die Konturen mit Atem verwischt. In der Fensterscheibe spiegelte sich mein Gesicht – und dahinter, wie ein ferner Gedanke, die Frage: ***Wie spricht man von Gott, wenn die Sprache selbst ein Geschlecht verlangt?***

32

Ich erinnerte mich an meine Jugend, an die Zeit, in der ich Religionen studierte – nicht aus Glauben, sondern aus Sehnsucht nach Verstehen. Ich kam zur Erkenntnis, dass wir Menschen nie erfahren werden, was mit uns auf dieser leicht verzogenen Erdkugel wirklich geschieht. Wir können begreifen, dass wir hier sind – aber nicht warum. Ich richtete mich auf, sprach leise, fast wie ein inneres Gebet:

In Deutsch ist Gott ein „Er“.

In Französisch: *le Dieu*.

In Arabisch: *Huwa* – männlich.

In Hebräisch: *Adonai, Avinu* – Vater.

Und doch: In keiner dieser Sprachen ist Gott ein Mann.

Gott ist kein Körper, kein Bart, kein Thron.

Gott ist Atem, Licht, Bewegung.

Gott ist die Stimme, die in der Wüste ruft – und die Stille, die antwortet.

Ich dachte an Maryam, die im Islam als reinste Frau gilt, aber nicht Prophetin genannt wird.

An Mirjam, Debora, Hulda – Frauen, die im Judentum Gottes Wort sprachen.

An Maria, deren Lied im Lukas-Evangelium wie ein prophetischer Strom klingt.

An die Weisheit, Sophia, die in der christlichen Mystik weiblich ist – und doch göttlich.

Ich dachte an Sprachen ohne Geschlecht: Kurdisch, Türkisch, Finnisch, Chinesisch.

Dort ist Gott einfach: Xude, Tanrı, Shén, Jumala.

Kein „Er“, kein „Sie“. Nur Präsenz.

33

Vielleicht ist Gott wie ein Fluss, der sich nicht festhalten lässt.

Oder wie ein Wind, der durch alle Sprachen weht und sich in jeder anders anhört.

Vielleicht ist Gott das, was bleibt, wenn alle Bilder verschwinden.

Ich nahm einen Schluck Tee.

Die Tasse war warm, die Nacht still.

Und irgendwo zwischen den Worten, die ich nicht sprach, war Gott –

nicht als Mann, nicht als Frau,
sondern als das, was mich ansah,
ohne Augen.

Geburtstag um Mitternacht

Das Pierogi war noch warm, der Dampf eben verklungen, als ich den letzten Bissen kaute. Der Teig war weich, die Füllung würzig – ein Hauch von Kümmel, vielleicht auch Zwiebel –, der sich langsam in meinem Mund entfaltete. Ich zog mich aus der Küche zurück, ließ das Stimmengewirr hinter mir und ging in mein Zimmer. Dort war es still, nur das matte Licht der Tischlampe fiel auf den Boden. Ich setzte mich auf die Bettkante, atmete durch. Vor Jahren hatte ich mir diesen Kopfhörer gekauft – sechshundert Euro, ein Wahnsinn damals, aber ein stiller Luxus, den ich mir gegönnt hatte. Jetzt lag er wie ein vertrauter Begleiter auf meinen Ohren, und durch ihn floss das wohl schönste Stück, das Claude Debussy je geschrieben hatte: *Clair de Lune*

34

Die Töne waren wie Wasser, das in einem stillen Becken kreist. Zart, fast zerbrechlich, breiteten sie sich in mir aus, berührten Gedanken, Erinnerungen, vielleicht auch etwas, das tiefer liegt. Ich schloss die Augen. Die Melodie war mondlichtartig, wie ein Spaziergang durch einen nächtlichen Garten, in dem alles flüstert, aber nichts spricht. Ich hörte nicht nur Musik — ich hörte Zeit, die sich dehnt, Erinnerung, die sich ausbreitet wie Nebel.

Dann vibrierte das Handy. Ein leises Summen, das sich wie ein Riss durch die Stille zog. Ich öffnete die Augen, sah auf das Display: *David*. Es war Mitternacht. Punkt 00:00 Uhr. Ich

nahm den Kopfhörer ab, legte ihn behutsam auf die Armlehne, stand auf und sagte laut, halb lachend:

„Hey David! Ich habe nicht etwa Geburtstag, oder?“

Sein Lachen war laut, warm, vertraut.

„Doch doch! Du hast heute Geburtstag. Wie fühlst du dich mit zweiundvierzig?“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Beschissen wie immer.“

„Ich stehe vor deiner Tür. Machst du auf?“

Ich ging durch den Flur, leise, um die Mitbewohner nicht zu wecken. Die Tür öffnete sich mit einem leichten Knarren, und da stand er — David, mein Freund, mein Anker. In den Armen hielt er ein riesiges Paket, eingewickelt in schlichtes Papier, das im Licht der Flurlampe silbern schimmerte.

„Was ist das denn, du Verrückter?“

„Ganz ruhig“, sagte er leise, „du wirst es gleich sehen.“

Wir gingen in mein Zimmer. Die Musik war verstummt, aber sie hing noch in der Luft, wie ein Duft, der nicht verfliegt. David stellte das Paket auf den Boden, setzte sich auf die Bettkante und sah mich an. „Na los! Mach auf! Worauf wartest du noch?“

Ich kniete mich hin, löste langsam das Klebeband, faltete das Papier zurück wie eine Decke, die man von einem schlafenden Kind zieht. Und da lag sie: die Jackson V-King E-Gitarre, das teuerste Modell, das derzeit erhältlich war. Schwarz, kantig, majestätisch. Ich konnte es nicht fassen. Meine Hände zitterten leicht, als ich sie berührte.

Ich sah zu David, sprachlos, und umarmte ihn fest.
„Wie kamst du auf die Idee?“

„Ganz einfach“, sagte er. „Wegen deiner neuen Mitbewohner wirst du wahrscheinlich keine klassische Gitarre mehr spielen. Jetzt kannst du jederzeit, wie du Lust hast, auch mitten in der Nacht mit deinen schönen Kopfhörern spielen. Sie ist dein bester Freund nach mir. Wenn du nicht spielst auch nicht schlimm.“

36

Ich setzte mich zurück in den Sessel, die Gitarre auf dem Schoß. Sie war schwer, doch nicht beschwerend – mehr wie eine unausgesprochene Erwartung, die im Raum lag. Ich dachte zurück: In der achten Klasse hatte ich angefangen, klassische Gitarre zu lernen. Ich spielte hin und wieder, bis ich krank wurde. Die letzten zwei Jahre hatte ich sie nicht mehr angerührt. Und jetzt? Jetzt hatte ich keine Lust. Aber diese Gitarre war so schön, so anders. Klassische Stücke auf einer E-Gitarre — das klang plötzlich wie ein Experiment, wie ein neuer Anfang.

David saß noch immer da, lächelte.
„Sie wird dir treu bleiben“, sagte er.
Ich nickte.
„Wie du.“

The City of the Sun

Nach meinem Architekturabschluss wollte ich an der Technischen Universität Berlin am Institut für Architektur und Städtebau promovieren – ein Traum, den ich mir leider aufgrund der vielen Arbeit nicht erfüllen konnte. Städte zu entwerfen war schon immer meine Leidenschaft. Das Thema meiner Promotion war eine Stadt, die nicht nur funktional und modern ist, sondern auch im Einklang mit der Natur existiert.

37

CO₂ ist eines der größten Probleme unserer Zeit – ein unsichtbares Gas, das die Erde langsam aufheizt. Es entsteht vor allem durch das Verbrennen von Kohle, Öl und Gas, etwa in Autos, Heizungen und Kraftwerken. In Städten ist die Belastung besonders hoch: Verkehr, Energieverbrauch und versiegelte Flächen tragen dazu bei. CO₂ wirkt wie eine unsichtbare Decke – es lässt Sonnenlicht herein, hält aber Wärme zurück. Das bringt das Klima aus dem Gleichgewicht: Gletscher schmelzen, Wetterextreme nehmen zu. Doch wir können gegensteuern – mit sauberer Energie, sparsamen Gebäuden, besserem Nahverkehr und grüneren Städten. Jeder Schritt hilft. Was wir heute verändern, wirkt weit über morgen hinaus.

Ich nannte sie „The City of the Sun“ – eine visionäre Metropole, die zwischen Euphrat und Tigris entstehen sollte. Dort, wo einst die Wiege der Zivilisation lag, wollte ich eine neue urbane Zukunft entwerfen. Eine Stadt für drei Millionen

Menschen, vollständig ökologisch, energieautark und sozial durchdacht.

In „The City of the Sun“ leben die Menschen in Gebäuden mit begrünten Dächern, die Sonnenenergie speichern und Regenwasser auffangen. Die Straßen sind autofrei, durchzogen von Wasserkanälen, Fahrradwegen und urbanen Gärten. Öffentliche Plätze sind nicht nur Begegnungsorte, sondern auch Lebensräume für Pflanzen und Tiere. Die Architektur folgt dem Rhythmus der Natur – organisch, atmend, respektvoll.

38

Diese Stadt sollte zeigen, dass Fortschritt und Nachhaltigkeit keine Gegensätze sind. Dass Technologie nicht gegen, sondern mit der Natur arbeiten kann. Und dass urbane Räume nicht nur gebaut, sondern auch gefühlt werden müssen.

Ich erinnere mich noch genau an den Moment, als ich das erste Mal die Idee zu Papier brachte. Es war spät in der Nacht, mein Schreibtisch überzogen mit Skizzen, Notizen und zerknüllten Entwürfen. Doch dann – plötzlich – war sie da: „The City of the Sun“. Keine gewöhnliche Stadt, sondern ein lebendiger Organismus. Eine Stadt, die atmet, wächst und sich anpasst.

Ich stellte mir vor, wie die ersten Sonnenstrahlen über die Dächer glitten – Dächer, die nicht aus Beton, sondern aus lebendigem Grün bestanden. Zwischen Euphrat und Tigris, wo einst Mesopotamien blühte, sollte sie entstehen. Nicht als Rückblick, sondern als Zukunftsversprechen.

Die Straßen waren keine grauen Schneisen, sondern sanfte Wege aus Lehm und recyceltem Glas, gesäumt von Obstbäumen und Solarpaneelen. Öffentliche Plätze waren

nicht nur funktional, sondern poetisch – mit Wasserläufen, die das alte Wissen der Flüsse ehrten, und Pavillons, die Schatten spendeten wie Palmen in einer Oase.

Kinder spielten barfuß in den Gärten, während Drohnen lautlos über die Dächer flogen, um den Energiefluss zu optimieren. Die Stadt war leise. Friedlich. Und doch voller Bewegung.



Ich wusste, dass ich diese Stadt vielleicht nie bauen würde. Aber allein sie zu entwerfen, sie zu denken, war wie ein stilles Versprechen an die Zukunft: Dass wir es besser

machen können. Dass Städte nicht nur funktionieren, sondern auch heilen können.

Manchmal, wenn ich spätabends allein bin, öffne ich die alte Datei mit dem Titel „Sonnenstadt_Entwurf_v1“. Dann sehe ich sie wieder vor mir: die begrünten Dächer, die Wasserkanäle, die autofreien Wege. Ich stelle mir vor, wie Menschen dort leben – nicht gehetzt, sondern verbunden.

Nicht entfremdet, sondern eingebettet in einen Rhythmus, der nicht von Börsenkursen, sondern von Sonnen auf- und -untergängen bestimmt wird.

40

Während ich diesen Gedanken nachhing, erschien Leila vor meinem inneren Auge. Sie lebt in jener Stadt, die ich nie bauen konnte – ein Ort der Möglichkeiten, nicht der Märkte. Anders als ich hat sie dem Bankwesen den Rücken gekehrt. Heute ist sie Stadtbiologin, Teil eines Systems, das nicht auf Wachstum um jeden Preis setzt, sondern auf Gleichgewicht: zwischen Mensch und Raum, zwischen Natur und Struktur.

Leila steigt morgens auf ihr Fahrrad, fährt durch die duftenden Alleen der Sonnenstadt, besucht Gemeinschaftsgärten, spricht mit Kindern, die lernen, wie man Bäume pflanzt. Sie lebt meinen Traum – nicht in Beton und Stahl, sondern in Begegnungen, in Bewegung, in einem Alltag, der leiser ist als die Stadt, aber nicht weniger wirklich. Ihre Welt mag auf Papier entstanden sein, doch sie trägt mehr Leben in sich als so manches Hochhaus aus Glas.

Während ich so von Laia träumte – halb wach, halb versunken in Erinnerungen, die wie warmer Nebel durch mein Wohnzimmer zogen – klingelte es an der Tür. Ich stand auf, noch benommen, und öffnete. Und da war sie:

Laia...

Ich schrie, ohne es zu wollen, aus einem Reflex, der tiefer saß als jedes Wort:

„Laia, meine Laia!“

Sie sagte nichts. Ihre Augen waren still, aber ihre Arme sprachen. Sie umarmte mich so fest, dass ich glaubte, mein Brustkorb würde bersten. Es war keine Umarmung – es war ein Wiederfinden, ein Aufatmen, ein stummes „Ich bin noch da“.

41

Wir gingen in die Küche. Dort stand sie – die La Pavoni Professional, glänzend wie eh und je, mehr als nur eine Maschine: ein Erinnerungsstück, ein stilles Ritual aus Metall und Dampf. Sie hatte sie mir einst geschenkt. Ein Espresso war bei uns nie bloß ein Getränk, sondern ein Moment der Nähe. Ich schaltete sie ein, das Zischen erfüllte den Raum, und wir tranken schweigend.

Dann sagte sie, mit einem Lächeln, das mehr Trost war als Ironie:

„Glaubst du, du wirst mich so einfach los? Wir waren doch nicht wegen Sex zusammen – oder?“ Ich verstand sofort. Sie hatte recht. Auch wenn ich mich betäubt fühlte – innerlich wie körperlich – war das nicht das Ende. Es war ein Zustand, kein Urteil.

Ich hatte mit meinem Neurologen gesprochen. Er sagte mir, was ich längst ahnte:

„Ja, Psychopharmaka können die sexuelle Lust deutlich verringern. Das ist eine häufige und gut dokumentierte

Nebenwirkung. Antipsychotika und Neuroleptika können ebenfalls zu sexuellen Funktionsstörungen führen.“

Ich nickte damals, wie jetzt innerlich. Ich nehme 900 mg Lithium – gegen meine manisch-depressiven Phasen. 6 mg Risperidon – gegen die Stimmen, die manchmal zu laut werden. Und 150 mg Amitriptylin – gegen die Dunkelheit, die sich manchmal wie ein Mantel um meine Gedanken legt.

Diese Medikamente sind mein tägliches Gleichgewicht. Mein Schutz. Mein Kompromiss mit der Welt. Und ja – sie dämpfen auch das, was einst leicht war: Lust, Nähe, Impuls. Aber sie nehmen nicht alles. Nicht das Wesentliche. Nicht Laia.

Sie saß mir gegenüber, trank ihren Espresso, und ich wusste: Manche Dinge sind stärker als jedes Medikament. Manche Verbindungen überleben selbst die Stille.

Laia (*leise, fast flüsternd*):

„Hast du je darüber nachgedacht... Kinder zu haben?“

(*Ich blicke in meine Espressotasse*):

„Früher ja. Heute... ich weiß nicht. Ich nehme Medikamente, die mein Innerstes dämpfen. – ein täglicher Cocktail gegen das Chaos in mir. Und manchmal frage ich mich: Darf ich überhaupt Vater werden, wenn ich mich selbst kaum halten kann?“

Laia:

„Du hältst dich. Jeden Tag. Und das ist mehr, als viele tun.“

Ich:

„Aber was, wenn ich das weitergebe? Nicht nur genetisch. Auch emotional. Die Schwere. Die Stille. Die Angst.“

Laia:

„Vielleicht gibst du auch etwas anderes weiter. Die Fähigkeit, sich selbst zu hinterfragen. Die Kraft, sich Hilfe zu holen. Die Tiefe, die andere nicht kennen.“ *(Draußen zieht ein Windstoß durch die Bäume.)*

Ich:

„Ich habe Angst, dass ich nicht genug bin. Nicht stabil genug. Nicht leicht genug.“

Laia:

„Wer ist das schon? Vielleicht ist Elternschaft nicht die Suche nach Perfektion, sondern die Entscheidung, sich zu zeigen. Ganz. Mit allem, was trägt – und allem, was bricht.“

Ich:

„Und wenn ich falle?“

Laia:

„Dann lehren wir ein Kind, dass man auch mit Brüchen weiterleben kann. Dass man nicht heil sein muss, um zu lieben.“ *(Sie nimmt meine Hand. Ihre Finger sind warm. Lebendig.)*

Laia:

„Vielleicht ist das die Philosophie, die zählt: Nicht das Streben nach Vollkommenheit. Sondern das Anerkennen des Unvollständigen. Und die Entscheidung, trotzdem zu bleiben.“

Ich saß da, den Blick ins Leere gerichtet, während der Espresso langsam kalt wurde. Dann sagte ich, fast wie zu mir selbst:

„Findest du es richtig, Kinder auf diese Welt zu bringen? Mir scheint das Leben... sinnlos. Man wird geboren, geht zur Schule, überall Prüfungen, überall Druck. Und dann arbeitet man, bis man müde ist. Warum muss das alles sein? Ich glaube nicht, dass unsere Kinder auf diese Welt kommen

sollten. Die Welt ist zwar wunderschön – aber die Menschen nicht. Das Raumschiff Erde ist beschädigt. Und ich weiß nicht, ob es noch sicher ist für unsere Kinder. Oder... denkst du, ich spinne wieder?“ Laia lachte – nicht spöttisch, sondern warm, wie jemand, der dich kennt, auch wenn du dich selbst gerade nicht erkennst.

„Unsere Kinder leben in unserer Welt. In unserer Familie. In dem, was du und ich geschaffen haben. Wir hatten ein schönes Leben – und wir können weiter eines haben. Freut es dich denn nicht, was wir alles zusammen erlebt haben?“

44

Ich atmete tief. Die Luft schmeckte nach Kaffee und Erinnerung.

„Du hast recht. Die Welt ist voller Scheiße. Freunde wie dich und David zu haben. Ich verstehe das Leben nicht... vielleicht muss man es auch gar nicht verstehen.“ Laia lächelte. Dann trat sie zu mir, legte ihre Hände an mein Gesicht und küsste mich – fest, lang, wie ein Versprechen, das nicht gebrochen werden kann.

Ich sitze da, allein, obwohl Laia gerade erst gegangen ist und fühle mich einsam und verlassen. Die Tür hat sich leise geschlossen, aber ihr Duft hängt noch in der Luft – Espresso, ein Hauch von Lavendel, Erinnerung.

Ich denke nach. Über das Leben. Über Kinder. Über diese Welt, die sich dreht, als wüsste sie nicht, dass wir manchmal einfach stehen bleiben wollen.

Ist es richtig, Kinder in diese Welt zu bringen?

Eine Welt, die Prüfungen stellt, bevor sie Liebe schenkt.

Eine Welt, die Leistung verlangt, bevor sie Geborgenheit erlaubt.

Geboren werden, funktionieren, kämpfen, verlieren, hoffen, wieder kämpfen.

Ist das ein Geschenk – oder eine Zumutung?

Ich spüre die Medikamente in mir. Sie halten mich zusammen, wie unsichtbare Fäden. Aber sie dämpfen auch das, was einst brannte. Die Lust, die Wut, die Sehnsucht.

Bin ich noch ich? Oder nur die Version, die die Welt erträgt?

Und doch... da war Laia.

Da war ihr Lachen, ihr Blick, ihr Kuss.

Da war das Leben, das nicht perfekt ist, aber echt.

Da war die Erinnerung an Nächte voller Gespräche, an Tage voller Licht, an das Gefühl, dass man nicht allein ist.

Vielleicht ist das der Sinn.

Nicht das Verstehen.

Nicht das Erklären.

Sondern das Teilen.

Vielleicht ist die Welt nicht sicher.

Aber vielleicht ist sie auch nicht verloren.

Solange Menschen sich finden.

Solange jemand sagt: „Ich bleibe.“

Ich atme tief.

Die Welt ist voller Scheiße.

Aber auch voller Kaffee, Küsse und leiser Hoffnung.

Und vielleicht... reicht das...

Die Küche als Kompass

Die Küche war das Herz unserer Wohngemeinschaft – kein Raum, sondern eine Stimmung, die uns verband. Immer leicht belebt, nie laut. Wenn ich mir einen Espresso machte, traf ich fast immer eine der Mitbewohner*innen. Ein paar Worte, ein Lächeln, ein kurzes Innehalten zwischen Tür und Tasse. Dann verschwand jede*r wieder in das eigene Zimmer – wie Boote, die sich kurz am

selben Steg berühren. Am Nachmittag kam Thais. Die Sonne stand schräg, warf goldene Streifen auf die Fliesen. Sie trat barfuß in die Küche, trug ein helles Top und darunter nur einen Slip, als wäre sie auf dem Weg zum Strand – oder gerade von dort zurück. Ihre Haut war warm vom Licht, ihr Gang leicht, fast tänzerisch.

Am Oberarm trug sie ein Tattoo: das klassische Anarcho-Symbol, ein „A“ im Kreis. Schwarz, klar, fast trotzig. Ich kannte das Zeichen – das „A“ für Anarchie. Aber der Kreis?

46

Ich wollte fragen, aber sie war noch ganz im Rhythmus des Nachmittags, und ich spürte, dass die Antwort nicht aus Büchern kommen würde, sondern aus ihr selbst.

Ich fragte: „A im Kreis – das erkenne ich. Aber was bedeutet der Kreis eigentlich?“

Thais (*lächelt, streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht*): „Der Kreis ist Ordnung. Das A ist Anarchie. Zusammen heißt das: *Anarchie ist Ordnung*. Proudhon hat das gesagt.“

Ich (*grinse skeptisch*): „Ordnung? Ich dachte, Anarchie sei Chaos. Feuer, Barrikaden, alles brennt.“

Thais (*lehnt sich zurück, die Stimme ruhig*): „Alle sagen das. Als gäbe es keine Regeln, nur Lärm und Zerstörung. Aber das ist Quatsch. Für mich ist Anarchie wie ein Garten ohne Zäune. Du weißt, wo du bist, weil du dich spürst. Nicht weil jemand dir sagt, wo du stehen sollst.“

Ich (*blicke auf ihr Tattoo*): „Und das A? Ist das ein Angriff?“

Thais (*schüttelt den Kopf*): „Nein. Es ist ein Versprechen. Dass du niemandem gehorchst außer deinem Gewissen. Dass du dich verbindest, ohne dich zu binden.“

Ich (*nehme einen Schluck Espresso*): „Lässt du eigentlich deine Wohnungstür offen? Einfach so – dass jeder kommen und gehen kann?“

Thais (*lacht leise*): „Manchmal. Wenn ich weiß, wer kommt. Wenn Vertrauen da ist. Anarchie heißt nicht: alles ist erlaubt. Es heißt: alles ist verhandelt. Zwischen uns. Ohne Polizei, ohne Vertrag.“

47

Ich: „Und wenn jemand fällt? Wenn etwas schiefgeht?“

Thais (*blickt mich an, ernst und weich zugleich*): „Dann heb ich dich auf. Nicht weil ich muss. Sondern weil ich will.“

Ich (*nicke langsam*): „Also keine grenzenlose Gesellschaft, sondern eine durch Vertrauen begrenzte?“

Thais (*streicht über ihren Oberarm, über das Tattoo*): „Genau. Die schwarze Fahne, weißt du – die ist nicht leer. Sie ist voll von allem, was wir nicht sagen durften. Sie flattert nicht für ein Land, sondern für eine Möglichkeit.“

Ich (*leise, fast wie ein Gedanke, der sich selbst fragt*): „Und Ordnung entsteht... wie?“

Thais (*steht auf, geht zur Spüle, spült ihre Tasse mit langsamen Bewegungen, als würde sie das Wasser hören*): „Aus Blicken. Aus Brot. Aus geteiltem Mut. Die Ordnung, die entsteht, wenn niemand herrscht – und trotzdem niemand allein ist.“ (*Sie dreht sich halb zu mir, das Licht fällt auf*

ihren Oberarm, auf das tätowierte A im Kreis.)
„Proudhon sagt auch: **„Freiheit ist alles zu tun, was die anderen nicht stört.“**“

Der Satz bleibt in der Luft hängen, wie Dampf über dem Espresso. Ich mag ihn. Er klingt einfach. Aber ich spüre, wie sich etwas in mir sträubt.

Ich (*nachdenklich*): „Der Satz gefällt mir. Aber ich bin kein Anarchist. Ich glaube nicht an absolute Freiheit. Es gibt Recht, Gesetz, Gerechtigkeit – und Menschen sind keine Heiligen. Man kann sie nicht dazu erziehen.“

Thais (*setzt sich wieder, zieht die Beine an, ihre Stimme ist weich, aber nicht naiv*): „Vielleicht nicht. Aber man kann ihnen vertrauen. Man kann ihnen Raum geben.“

Ich (*vorsichtig, fast schuldbewusst*): „Kannst du dir vorstellen, dass acht Milliarden Menschen – mit all dem, was sie in sich tragen... Eifersucht, Egoismus, Hass, Ehrgeiz, Stolz, Arroganz, Lust, Begierde, Wut, Rache, Feigheit, Unwissenheit, Narzissmus, Empathie Mangel, Paranoia, Sadismus, Opportunismus – in Freiheit zusammen leben können?“

Thais (*lächelt, schaut mich lange an, als würde sie nicht nur mich sehen, sondern auch die Welt, die ich meine*): „Das passiert ja nicht heute. Vielleicht in hundert Jahren.“

Ich (*ein wenig bitter*): „Hundert Jahre? Wir sind im 21. Jahrhundert. Was sind hundert Jahre? Wenn es in fünftausend Jahren nicht passiert ist – warum sollte es jetzt geschehen?“

Thais (*neigt den Kopf, ihre Stimme ist ruhig, aber bestimmt*): „Du bist mir zu nihilistisch. Man sollte immer optimistisch sein.“

Ich (*blicke auf die espressotasse, auf die Spüle, auf das Licht, das langsam verblassst*): „Vielleicht. Aber Optimismus ist auch eine Form von Glauben. Und ich glaube nicht mehr so leicht.“

Thais (*steht auf, geht zur Tür, dreht sich noch einmal um*): „Dann glaub wenigstens an Möglichkeiten. Nicht an Perfektion. An das, was zwischen uns entstehen kann – nicht an das, was alle sein müssten.“

Ich wollte mich gerade für das Gespräch bedanken, ein leises „Danke, Thais“ lag mir schon auf der Zunge, da stand plötzlich Perhan in der Tür. Er war wie aus dem Nichts da – kein Schritt, kein Geräusch. Nur dieser Blick: erst auf mich, dann auf Thais. Ein kurzer Moment, wie ein Schnitt im Film. Dann drehte er sich wortlos um und verschwand in seinem Zimmer.

Thais (*zieht eine Augenbraue hoch, halb belustigt, halb irritiert*): „Was ist das denn für ein komischer Vogel?“

Ich (*zögere, dann leise*): „Meinst du... ist er wegen deinem Outfit nicht reingekommen?“

Thais (*schulterzuckend*): „Durchaus möglich. Aber nicht mein Problem. Er redet ja auch kein Wort mit uns. Der ist doch Moslem, oder?“

Ich (*nicke*): „Ja. Ich kenn ihn kaum. Er war der Erste, der auf meine Anzeige geantwortet hat. Und ich hatte gesagt: die

ersten drei, die sich melden, bekommen das Zimmer. So ist es passiert.“

Thais (*lehnt sich an die Wand, verschränkt die Arme, das Licht streift ihr Tattoo*): „Glaubst du... Christen, Juden, Muslime – können die eines Tages friedlich nebeneinander leben?“

Ich (*blicke in meine Tasse, dann zu ihr*): „Was sagt deine anarchistische Ader dazu?“

50

Thais (*lächelt, aber es ist ein anderes Lächeln – nicht spöttisch, sondern fast verlegen*): „Du hast mich ganz schön erwischt...“

Sie setzt sich wieder, zieht die Knie an, schaut aus dem Fenster, als würde sie dort draußen eine Antwort suchen.

Thais (*nach einer Weile*): „Ich glaube... wenn wir aufhören, uns über Götter zu streiten, könnten wir anfangen, uns über das Leben zu verständigen. Über Brot. Über Wasser. Über Würde.“

Ich (*leise*): „Aber das tun wir nicht.“

Thais (*nickt*): „Noch nicht. Vielleicht nie. Aber ich will nicht in einer Welt leben, in der ich aufhöre, es mir vorzustellen.“

Ich (*seufze*): „Und wenn die Vorstellung nicht reicht?“

Thais (*blickt mich an, ernst, fast zärtlich*): „Dann reicht vielleicht, dass du sie mit mir teilst.“

Ich (*ernst, fast flüsternd, den Blick auf den Boden gerichtet*): „Wenn Religionen es in Jahrtausenden nicht geschafft haben, den Menschen zum Guten zu erziehen – wie sollen es dann die Anarchisten tun?“

Thais (*lächelt, wie sie immer lächelt – mit einem Hauch Spott, aber ohne Härte, als würde sie ein Geheimnis kennen, das sie nicht ganz verrät*): „So, so...“

Vier Tassen Tee

Die Küche war noch warm vom Abendessen. Auf dem Tisch standen vier dampfende Tassen – Kamille, Schwarztee, Minze. Draußen war es dunkel, aber das Licht über dem Tisch war weich, fast golden. Niemand sprach sofort. Man rührte, obwohl nichts mehr zu rühren war.

Zofia erzählte von ihrer Mutter, die bei jedem Anruf fragte, ob sie endlich etwas „Richtiges“ mache. Etwas mit Vertrag, Gehalt, Titel. Nicht dieses Freie. Thais murmelte etwas über katholische Prägung, über Sicherheit, über Müdigkeit. Zofia lächelte schief. Perhan sagte, seine Mutter fragte nicht mehr. Sie bete nur noch – dass er gesund bleibe, dass er nicht vergesse, wer er sei.

„Und? Vergisst du’s manchmal?“, fragte Thais.

Perhan sah sie an. „Manchmal hoffe ich, dass ich es vergesse. Und dann merke ich, dass es trotzdem da ist.“

Er machte eine vage Geste in den Raum. „Die Stimme. Die Richtung. Das Gefühl, dass es mehr gibt als das hier.“

Die Tasse dampfte leise in meinen Händen, als wäre sie selbst ein stiller Zeuge. Der Darjeeling war golden, fast bernsteinfarben, und trug den Duft ferner Hügel in sich— leicht, herb, mit einem Hauch von Moos und Morgensonne. Ich ließ ihn auf der Zunge verweilen, während die Worte des anderen sich wie Nebel um mich legten.

52

Ich sagte nichts. Ich trank. Ich hörte zu.

Thais sagte, sie habe so etwas nie gespürt. Keine Stimme, kein Gefühl. Nur Fragen. Und vorläufige Antworten. Sie glaube nicht an Gott, aber an Verantwortung. An das, was man tut, wenn niemand zusieht.

„Das klingt fast religiös“, sagte Perhan leise.

„Vielleicht“, antwortete Thais. „Aber ohne Himmel. Ohne Drohung. Ohne Belohnung.“

Zofia sprach von Vertrauen. Vom Beten, nicht aus Gewohnheit, sondern weil sie wisse, dass sie gehört werde – wenn sie danke, wenn sie zweifle, wenn sie nicht weiterwisse. Kein Beweis, aber Nähe.

Eine Weile sagte niemand etwas...

Sie sprachen über Kindheitsträume. Pilot, Nonne, Meeresbiologin, Imam, Schauspielerin, Philosophin. Jetzt: Elektrotechnik, Grafikdesign, Filmwissenschaft. Sie lachten. Nicht laut, aber ehrlich.

„Vielleicht ist das der Trick“, sagte Thais. „Nicht zu wissen, was man wird. Sondern zu merken, was man ist.“

„Oder was man bleibt“, sagte Perhan.

„Oder was man verliert“, sagte Zofia.

Dann wurde Perhan still. Er sah lange auf seine Tasse, als würde er etwas hören, das die anderen nicht hörten. Als Thais ihn etwas fragte, antwortete er nicht. Oder nicht auf das, was sie meinte. Seine Worte wurden bruchstückhaft, seine Blicke wanderten. Schließlich stand er auf, ohne ein Wort, ohne ein Lächeln, ohne Abschied. Er ging in sein Zimmer...

53

Ich blieb noch einen Moment sitzen, dann stand ich ebenfalls auf. Nicht aus Müdigkeit. Aus etwas anderem. Ich ließ die beiden zurück, ging den Flur entlang, langsam, ohne Licht.

Zofia und Thais blieben in der Küche. Eine Weile sagten sie nichts. Dann fragte Thais: „Hast du das auch gespürt? Irgendwas war anders heute. Oder wir bilden es uns nur ein. Vielleicht hatte er einen schlechten Tag. War er nicht schon immer so verschlossen und abwesend?“

Zofia zögerte. „Ja. Ich weiß nicht, ob er wirklich da war. Oder ob er sich nur bemüht, da zu sein.“

„Ich hab ihn gestern Nacht gehört“, sagte Thais. „Schritte. Ganz leicht. Und dann war die Badezimmertür offen. Aber niemand war drin.“

„Ich hab ihn neulich angesprochen, im Flur“, sagte Zofia. „Er hat geantwortet – aber irgendwie nicht auf das, was ich gesagt hab.“

„Manchmal denk ich, er redet mit jemand anderem“, sagte Thais. „Nicht mit uns.“

„Oder mit sich selbst.“

Die Tassen waren leer. Die Küche wirkte größer ohne Perhan.

„Glaubst du, er ist wirklich Student? Elektrotechnik?“, fragte Thais.

54

Zofia schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht. Er hat nie Bücher dabei. Nur seinen Laptop. Und dieses kleine Notizheft.“

„Vielleicht schreibt er Gedichte. Oder... irgendwas, das wir nicht verstehen.“

„Oder er ist einfach jemand, der nicht ganz hier ist.“

„Ich mach mir Sorgen. Er ist irgendwie sehr komisch.“

Zofia stand langsam auf. „Vielleicht ist das seine Art. Keine Ahnung.“

Sie räumten die Tassen weg, und Zofia stand auf. Leise sagte sie: „Ich geh jetzt wirklich schlafen, bin hundemüde.“

„Ich auch. Aber wenn du morgen was hörst... sag mir Bescheid.“

„Natürlich.“

Sie verließen die Küche nacheinander. Die Tür blieb einen Spalt offen.

Schatten im Flur

55

Ich ging vor den anderen. Nicht aus Müdigkeit, sondern weil ich merkte, dass meine Anwesenheit zu viel war. In der Küche war etwas geblieben, das mich nicht brauchte. Ich ließ die Tür leise ins Schloss fallen und ging den Flur entlang, langsam, ohne Licht.

Die Wände waren dünn. Ich hörte ihre Stimmen, gedämpft, aber klar genug, um zu wissen: Sie sprachen über mich. Und über ihn.

Ich blieb stehen, neben der Garderobe. Dort, wo der Flur einen kleinen Knick macht. Ich konnte sie nicht sehen, aber ich hörte Zofias Stimme, dann Thais. Erst vorsichtig, dann deutlicher. Schritte, die ich nicht gemacht hatte. Antworten, die nicht zu mir gehörten.

„Ich hab ihn gestern Nacht gehört“, sagte Thais. „Ich hab ihn angesprochen, aber er hat nicht wirklich geantwortet“, sagte Zofia.

Sie meinten Perhan. Natürlich. Wer sonst?

Perhan war seltsam. Nicht laut, nicht auffällig. Aber wie ein Schatten, der sich nicht an die Regeln hielt. Er tauchte auf, wenn niemand mit ihm rechnete. Stand in Türrahmen, ohne

zu sprechen. Schaute auf Dinge, als wären sie ihm fremd. Manchmal murmelte er etwas, das keiner verstand. Manchmal lachte er, wenn niemand etwas gesagt hatte.

Ich hatte ihn einmal mitten in der Nacht gesehen, barfuß im Flur, die Stirn gegen die Wand gelehnt. Als würde er lauschen. Oder beten. Oder beides.

„Er war einfach da“, sagte Thais. „Hat nichts gesagt. Nur geschaut.“

56

Ich hielt den Atem an. Nicht aus Angst. Aus Neugier. Aus dem Wunsch, zu wissen, wie man klingt, wenn man fehlt. Oder wenn man zu viel ist.

Sie machten sich Sorgen. Nicht laut, nicht panisch. Aber echt. Ich war nicht sicher, ob ich das wollte. Ob ich das verdient hatte. Und ob Perhan überhaupt wusste, dass man sich um ihn sorgte.

Ich trat einen Schritt zurück, leise, wie jemand, der nicht stören will. Mein Zimmer war dunkel, das Fenster offen. Ich setzte mich auf die Bettkante, hörte das Brummen des Kühlschranks durch die Wand. Es war das einzige Geräusch, das mich nicht beurteilte.

Ich wollte ihnen sagen, dass ich da bin. Dass ich nicht verschwinde, wenn man mich braucht. Aber ich wusste nicht, wie man das sagt, ohne zu lügen.

Draußen war es still. Kein Auto, kein Wind. Nur die Stimmen, die langsam verstummten. Ich hörte, wie Zofia aufstand. Wie Thais ihr folgte. Wie die Küche leer wurde.

Ich blieb sitzen. Und wartete, ob jemand klopft. Aber es kam niemand. Irgendwann muss ich eingeschlafen sein.

Laia, David und die leise Fürsorge

57

Laia und David rufen nie vorher an, wenn sie mich besuchen. Sie wissen, dass ich zu Hause bin. Immer. Außer an den Tagen, an denen ich zum Arzt muss oder kurz einkaufen gehe. Mehr gibt es nicht.

Seit ich krank bin – und allein – habe ich aufgehört zu kochen. Die Töpfe stehen still, die Gewürze schlafen in ihren Gläsern. Aber David kocht. Und Laia auch. Sie kommen, öffnen die Fenster, bringen Kräuter mit, schneiden Gemüse, reden leise, als wollten sie die Stille nicht vertreiben, sondern nur ein wenig wärmen.

Ich selbst gehe nicht mehr essen. Ich bestelle. Meistens bei den Asiaten um die Ecke – Reis, Gemüse, manchmal Suppe. Es ist einfach, es ist warm, es reicht.

Manchmal gehe ich zu Aldi. Dann kaufe ich Skyr-Joghurt, Müsli mit Rosinen und Nüssen, ein paar Äpfel, vielleicht eine Banane. Das ist mein Frühstück. Mein Abendessen. Mein Trost.

Es ist nicht viel. Aber es ist genug. Für jetzt. Für mich.

Barcelona, in jenen Jahren, war für uns kein Ort – sie war ein Zustand. Ein flimmerndes Versprechen aus Musik, Gesprächen und nächtlichen Wegen, die nie gerade verliefen. Wir – David, Laia und ich – waren oft dort, fast zu oft, als

hätte uns die Stadt selbst eingeladen, immer wieder, immer tiefer.

Wir kannten die Cafés wie andere ihre Lieblingsbücher: das mit den rostigen Ventilatoren und dem bitteren Espresso, das mit den Polaroids an der Wand und dem Kellner, der nie lächelte. Die Clubs waren unsere zweite Haut – minimal, technoid, manchmal Drum and Bass, manchmal nur ein Bass, der durch die Rippen ging wie eine zweite Sprache. In *El Raval*, *Poble-sec*, *Sant Antoni* – wir waren überall, wo etwas vibrierte, wo die Nacht nicht endete, sondern sich nur verwandelte.

58

Laia tanzte oft barfuß, David rauchte diese dünnen Zigaretten, die nach Zimt rochen, und ich hörte zu, sah zu, war da. Wir verloren uns nicht – wir lösten uns auf, in Gesprächen, in Beats, in Blicken, die länger dauerten als nötig.

Und dann war da Nil. David traf ihn in einem dieser Clubs, ich weiß nicht mehr genau welchen – vielleicht war es der mit den roten Lichtern und dem DJ, der nie sprach. Nil stand einfach da, mit einem Glas in der Hand und einem Blick, der nicht fragte, sondern wusste. Sie sprachen nicht viel, aber etwas geschah. Etwas leises, das blieb.

Später sagte David, Nil habe ihn so angeschaut, als wäre er schon lange da gewesen – als würde er nicht kommen, sondern zurückkehren. Nil, der inzwischen mit David in Berlin lebt. Und ich verstand, was er meinte. Manche Menschen begegnen dir nicht – sie erinnern dich.

Wir kehrten oft zurück, auch nachdem Nil und David ein Paar waren. Die Stadt war dieselbe, aber sie klang anders.

Die Musik war wärmer, die Gespräche tiefer, die Nächte weniger flüchtig. Barcelona war nicht mehr nur Szene – sie war Geschichte. Unsere.

Wenn die Küche wieder atmet

59

Gegen Abend kamen sie. Laia, David und Nil. Sie hatten eingekauft, wie immer ohne zu fragen. Ob ich wollte oder nicht – das war ihnen egal. Und mir blieb keine Wahl, als zu akzeptieren.

Die Tür fiel ins Schloss, die Taschen raschelten, Stimmen mischten sich mit dem Klang von Gemüse auf Holz. Ich stand da, wie ein Möbelstück, das nicht ganz passt.

Am liebsten hätte ich mich unter mein Bett gekrochen, die Decke über den Kopf gezogen, und jemand hätte für mich eingekauft, mich gewaschen, mich bemuttert – so, dass ich mit niemandem sprechen musste.

Meine Mutter machte sich die meisten Sorgen. Sie konnte nicht begreifen, was aus mir geworden war. Nicht plötzlich, aber doch auf einmal.

In der Küche war es warm.

Sie kochten Paella, redeten durcheinander, schnitten, rührten, lachten.

Ich stand im Weg.

Aber irgendwann – ich weiß nicht wann – fand ich es schön, dass sie da waren.

Nicht weil ich wollte, sondern weil ich spürte, dass ich nicht ganz verschwunden war.

Dann kamen auch Zofia und Thais.

Perhan blieb in seinem Zimmer.

Zofia warf einen Blick zur Tür und sagte:

„Der zieht sich immer zurück. Redet nicht mit uns. Und niemand besucht ihn.“

Thais (*lehnt sich gegen die Wand, ihre Stimme ist trocken*): „Vielleicht will er einfach nicht. Vielleicht ist Rückzug seine Form von Ordnung.“

60

Zofia (*schüttelt den Kopf*): „Aber das ist doch nicht normal. Wir leben zusammen. Man kann doch nicht einfach verschwinden.“

David (*zieht Nil näher an sich, küsst ihn kurz auf die Stirn*): „Was ist schon normal? Ich rede auch nicht mit jedem. Und ich bin trotzdem da.“

Laia (*stellt eine Schale auf den Tisch, lächelt sanft*): „Vielleicht ist Perhan einfach müde. Die Welt ist laut. Manche Menschen brauchen Stille.“

Ich (*leise*): „Er ist Moslem. Vielleicht fühlt er sich fremd. Vielleicht ist es mein Fehler. Ich hab gesagt: die ersten drei, die sich melden, bekommen das Zimmer. Und er war der Erste.“

Zofia (*nimmt einen Schluck Wein, ihre Stimme ist ruhig*): „Ich glaube an Christus. Aber ich glaube auch an Menschen. Wenn wir aufhören, uns zu definieren, könnten wir anfangen, uns zu begegnen.“

David (*lehnt sich zurück, Nil streicht ihm über den Arm*): „Ich glaube an nichts. Aber ich liebe. Und das reicht mir.“

Laia (*schaut zu mir, dann zu Thais*): „Vielleicht ist das die einzige Religion, die funktioniert – die, die niemand predigt.“

Ich (*blicke auf die dampfende Paella, auf die Hände, die sie teilen*):

„Vielleicht. Vielleicht reicht es, dass ihr hier seid.“

61

Zwischen Paella und Paranoia

Nachdem wir gegessen hatten, zogen wir uns alle in mein Zimmer zurück. Die Küche roch noch nach Safran und gerösteter Paprika, die Stimmen verklangen langsam, wie Musik, die sich in den Flur verliert. Ein paar Gläser Wein standen auf dem Tisch, halb leer, halb vergessen.

David saß vor meinem Computer.

Sein Gesicht war angespannt, die Stirn leicht gefaltet, der Blick fest auf den Bildschirm gerichtet.

Aber er sagte nichts.

Laia und Nil verabschiedeten sich gegen Mitternacht. Nil küsste David flüchtig auf die Wange, Laia streichelte mir kurz über den Arm.

Dann war es still.

Nur David blieb.

Und die Stille war nicht leer – sie war geladen.

„**Schau mal hier,**“ sagte er schließlich, ohne aufzusehen.

„**Dein Perhan ist ein Schläfer.**“

Ich war perplex.

Das Wort traf mich wie ein kalter Luftzug.

„**Was sagst du da?**“ fragte ich, fast zu laut für die Uhrzeit.

62

David drehte den Bildschirm zu mir.

„**Schau mal: Das sind die Seiten, die er regelmäßig besucht.**“

- *AlSahraNet.org* – arabisch, oft geöffnet, radikal islamisch.
- *UmmahEcho.com* – ein Forum, das Gemeinschaft suggeriert, nicht ganz so extrem, aber durchsetzt mit IS-Sympathisanten.
- *KhilafaForum.net* – und hier, sieh dir das an:
Sein Nick Name ist *Abu Jihad*.
Er schreibt über uns.
Über die WG.
Über dich.

Ich las die Zeilen, die David mir zeigte.

Sie waren auf Arabisch, aber David hatte sie übersetzt.

Perhan schrieb:

„Die Ungläubigen leben in ihrer eigenen Welt. Sie lachen, trinken, reden über Dinge, die keine Bedeutung haben. Ich bin unter ihnen, aber nicht einer von ihnen. Sie merken

nichts. Der Schwule und die Frau mit dem Tattoo – sie sind blind. Der Gastgeber ist schwach, krank, leicht zu täuschen.“

Ich spürte, wie mir der Boden unter den Füßen entglitt.
Nicht aus Angst.
Aus Entfremdung.
Perhan war in meinem Haus.
In meinem Schutz.
Und doch war er nicht da.

63

„Er studiert doch Elektrotechnik... oder?“ fragte ich,
mehr zu mir selbst als zu David.

David schüttelte den Kopf.
**„Das sagt er. Aber niemand weiß, wo er hingeht. Keine
Unterlagen, keine Prüfungen. Er verschwindet morgens
und kommt spät zurück. Immer allein.“**

Ich saß da, das Glas in der Hand, aber ich trank nicht.
Die Nacht war still.
Aber nicht friedlich.

„Was soll ich tun?“ fragte ich.
**„Ist er ein Gefährder? Ein Schläfer? Oder einfach nur ein
Mensch, der sich verloren hat?“**

David antwortete nicht sofort.
Er sah mich an, lange.
Dann sagte er leise:
**„Vielleicht ist er alles. Vielleicht ist er nichts. Aber du
solltest vorsichtig sein.“**

Ich (*benommen, verwirrt, mit dem Rücken zur Wand*):
„Was soll ich deiner Meinung nach tun, David? Ich kann ihn

doch nicht einfach kündigen. Seine Freunde... ich weiß nicht, wer sie sind. Was, wenn sie mich töten? Und wenn ich ihn bei der Polizei melde – und sie wissen, dass ich es war? Könnten sie mich auch töten. Und wenn ich einfach nichts unternehme, bis er von sich aus geht? Die Frage ist doch: Will er uns überhaupt etwas antun? Oder ist er einfach nur... anders?“

David sagt lange nichts.

Er sitzt noch immer vor dem Bildschirm, das Licht flackert auf seinem Gesicht, das jetzt ruhig ist – fast zu ruhig. Dann dreht er sich zu mir, langsam, als hätte er einen Entschluss gefasst.

David (*leise, aber klar*): „Es gibt drei Wege. Keiner ist einfach. Aber du musst wählen:

1. Die stille Flucht

Du kündigst ihm nicht. Du meldest ihn nicht. Du wartest. Du beobachtest, schweigend, wie er sich bewegt, wie er spricht, wie er verschwindet.

Du hoffst, dass er geht – von selbst, ohne Lärm, ohne Schatten.

Du sagst niemandem etwas.

Du trägst die Angst wie einen Mantel, den du nicht ablegen kannst.

Aber du bleibst am Leben.

Vielleicht.

2. Die offene Konfrontation

Du sprichst mit ihm.

Du fragst ihn direkt, ohne Umwege: Wer bist du? Was machst du? Warum diese Seiten?

Du riskierst, dass er lügt.

Du riskierst, dass er schweigt.

Du riskierst, dass er etwas tut.

Aber du gibst ihm die Chance, sich zu erklären.

Vielleicht ist er kein Schläfer.

Vielleicht ist er nur verloren.

Vielleicht bist du es auch.

65

3. Die dunkle Entscheidung

Du meldest ihn.

Anonym.

Du gibst die Seiten weiter, die Namen, die Spuren.

Du sagst nichts – nicht zu ihm, nicht zu den anderen.

Du wartest, bis jemand kommt.

Vielleicht kommt niemand.

Vielleicht kommt zu viel.

Vielleicht hast du ihn verraten.

Vielleicht hast du euch gerettet.

David sieht mich an.

Sein Blick ist nicht hart, aber er ist klar.

„Du entscheidest selbst. Aber tu es nicht aus Angst. Tu es, weil du leben willst.“

Ich nicke.
Die Nacht hält den Atem an...
Aber ich weiß: Sie wird nicht ewig bleiben.

Später. Viel später.

Die Tage sind weich geworden, wie Watte, die sich um die Gedanken legt.

Ich sitze in einem Raum, der nichts will.

Die Wände sind weiß, aber nicht leer.

David sitzt mir gegenüber.

Er sieht müde aus, aber nicht erschöpft.

Sein Blick ist klar.

Zu klar.

„Alan,“ sagt er leise,
„du musst mir zuhören. Es gibt keinen Perhan.“

Ich blinzele.
Die Worte fallen wie Steine in einen stillen See.
Keine Wellen. Nur Tiefe.

„Auch keine Thais. Keine Zofia. Das sind Figuren. Dein Verstand hat sie erschaffen.“

Ich will widersprechen.
Ich will sagen: Ich habe mit ihnen gesprochen.
Ich habe mit ihnen gegessen.
Ich habe ihre Stimmen gehört.
Ich habe ihre Schatten gesehen.

„Du hast einen Rückfall gehabt,“ sagt David.
„Während du so alleine in der Wohnung gelebt hast. Du warst allein. Du bist es noch. Deine Wohnung ist leer. Du wohnst dort – nur du.“

Ich spüre, wie sich etwas in mir zusammenzieht.
Nicht Schmerz.
Nicht Angst.
Etwas anderes.
Etwas, das keinen Namen hat.

„Laia ist echt. Nil ist echt. Ich bin echt. Aber die anderen... Alan, sie sind Teil deiner Phantasie. Und du hast dich darin verloren.“

67

Ich sehe ihn an.
Sein Gesicht ist ruhig.
Seine Stimme ist warm.
Aber die Welt ist kalt.

**„Wir sind in der Psychiatrie“, sagt er leise. „Ich bin gekommen, um dich abzuholen. Lass uns zu dir gehen.“
Du musst es selbst sehen: Die leere Küche. Das stille Zimmer. Die Tür, die nie geschlossen wurde.“**

Ich stehe auf.
Langsam.
Die Schritte sind schwer.
Aber ich gehe.

Vielleicht ist das die letzte Szene.
Vielleicht ist es der Anfang.
Vielleicht ist alles dazwischen.

Epilog – Die leere Wohnung

Die Tür fällt ins Schloss, ohne Widerstand.
David steht neben mir, schweigend.
Die Treppen sind dieselben, die Wände auch.
Aber etwas ist anders.
Etwas ist stiller als sonst.

Wir betreten die Wohnung.
Kein Licht brennt.
Kein Geräusch.
Keine Stimmen aus der Küche, kein Lachen, kein Wasser,
das läuft.
Nur ich.
Nur David.
Und die Stille, die sich ausbreitet wie Nebel.

Ich gehe durch die Räume.
Das Wohnzimmer ist leer.
Keine Jacke von Thais auf dem Stuhl.
Kein Buch von Zofia auf dem Tisch.
Keine Tasse von Perhan, die immer zu voll war.

Ich öffne die Tür zu meinem Zimmer.
Der Computer steht da.
Aber niemand sitzt davor.
Die Paella ist nicht gekocht.
Die Gespräche sind nicht geführt.
Die Namen – sie sind nicht da.

David bleibt an der Schwelle stehen.
Sein Blick ist ruhig, aber nicht kalt.
Er sagt nichts.
Er muss nichts sagen.

Ich setze mich aufs Bett.
Die Decke ist glatt.
Kein Abdruck von jemandem, der dort saß.
Kein Glas Wein.
Kein Echo.

Ich schließe die Augen.
Und sehe sie alle.
Thais, wie sie lächelt.
Zofia, wie sie widerspricht.
Perhan, wie er schweigt.
David, wie er mich ansieht.
Laia, wie sie bleibt.
Nil, wie er sich anlehnt.

Ich weiß nicht, was wahr ist.
Ich weiß nicht, was ich erfunden habe, um nicht zu
verschwinden.
Aber ich weiß, dass ich hier bin.
Und dass jemand mit mir geht.

Vielleicht ist das genug.
Vielleicht ist das der Anfang.
Vielleicht ist das, was bleibt.